

*Rez. KONERSMANN ET AL., Pfalzperspektiven*

KONERSMANN (HGG.), Frank, HEINTZ, Joachim P., Landes-, Regional- und Mikrogeschichte. Perspektiven für die Pfalz und ihre Nachbargebiete, Speyer 2014, 158 S.

Die im vorliegenden Band versammelten Aufsätze gehen auf eine am 16. Juni 2012 abgehaltene Tagung in der Pfälzischen Landesbibliothek Speyer zurück. Drei der dort gehaltenen Vorträge lagen zur Drucklegung nicht vor. Die übrigen fünf Vorträge behandeln schwerpunktmäßig Grundlagenprobleme von Landes-, Regional- und Mikrogeschichte. Zwei Beiträge sind konkreten Ausformungen dieses historischen Sachgebietes gewidmet und gehen auf statistik- sowie konfessionsgeschichtliche Aspekte des pfälzischen Raumes in der Frühen Neuzeit ein. Abschließend ist ein Vortrag von Wolfgang SCHIEDER abgedruckt, der kommentierend die regionalgeschichtliche Problematik insgesamt beleuchtet. Die Tagung wollte – so in einer Einleitung von Frank KONERSMANN hervorgehoben (7 - 11) dem Umstand Rechnung tragen, daß im Unterschied zur Mikrogeschichte (und deren komplementärem Gebiet Globalgeschichte) Regional- wie Landesgeschichte an Aufmerksamkeit in der Öffentlichkeit verlören. Zudem sollten aus exemplarischen Sachverhalten heraus die Bedeutung der Regionalgeschichte für die Geschichtswissenschaft insgesamt aufgezeigt und aufgewiesen werden. Ebenso wurde auf die Relevanz „epochenspezifischer Wechselbeziehungen“ zwischen der Pfalz und anderen Regionen, Ländern und Kontinenten hingewiesen und zum Gegenstand der Erörterungen gemacht. Dies waren, neben dem Faktor Meinungs-austausch und der Planung neuer Projekte und ihrer Kenntnisnahme, die Hauptbestandteile der Veranstaltung (8f.).

Im ersten Beitrag über „Funktionen der Regional- und Mikrogeschichte für die Geschichtswissenschaft“ (13 - 35) geht es Frank KONERSMANN um „eine vorläufige Positionsbestimmung“ von Regional- und Mikrogeschichte sowohl in Bezug auf die ältere Landesgeschichte als auch um die Geschichtswissenschaft insgesamt (13). Seine grund-

legende Arbeitshypothese rekurriert auf eine Dialektik von Theorienegebrauch und praktischer empirischer Quellensicherung und -verwertung hinsichtlich regional- bzw. mikrohistorisch lokalisierter Prozesse, Konstellationen und Phänomene. Der Laboratoriumseffekt einer kleinräumigen Historiographie hinsichtlich übergeordneter, synthetisch erwirkter Geschichtsschreibung wird von ihm emphatisch konstatiert. Die Forschungspraxis, dies die Voraussetzung, ist methodisch pluralistisch, systematisch, argumentativ-sachlich sowie exemplarisch bestimmt (15). Der räumlich Bezug ist freilich nicht konstant, sondern alteriert in der Rekonstruktion der historischen Phänomene, da sie Teil des analytischen Prozesses sind. Man darf durchaus hier zwischenschalten, daß eine so vorgehende Regional- oder Mikrogeschichte durchaus von einer besonderen Methode der qualitativen Sozialforschung lernen kann, die ähnlich strukturiert ist, nämlich der „*grounded theory*“, wie sie in der 1960er Jahren in den USA von Anselm STRAUSS und Barney GLASER in der Soziologie entwickelt worden ist. Auch hier gibt es Verschiebungen im Analysevollzug.

Nach einer kritischen Befragung der älteren Landesgeschichtsschreibung und Heimatkunde, die durchaus ihre Meriten hatten, denen aber KONERSMANN nicht zu Unrecht „romantisierende“ Vorgehensweisen unterschiebt – insbesondere, was die Kirchen- und Theologiegeschichte betrifft – (19), kommt der Autor zu seinem Grundanliegen einer „avancierten“ Regional- und Mikrogeschichte (21 - 27). Es spiegelt sich im Grunde genommen, philosophisch gesehen, in der Dialektik von Teil und Ganzem. In HEGELS „Logik“ findet sich der fundamentale Satz: „Das Wesen muß erscheinen.“ Wenn man 'Wesen' mit Ganzem analog oder gar gleich setzt, dann muß sein Gehalt und seine Bestimmung von den Teilen, den Elementen her begriffen werden. Auf die hier zu verhandelnde Thematik hin entworfen, ist die historiographische Synthese unabdingbar ruhend auf den Teilsegmenten der beigebrachten Konstellationen, Phänomene usw. Gleichzeitig verlieren aber diese Elemente ihre Selbständigkeit und gehen auf oder werden reduziert zu Zuliefererdienstleister eines überwölbenden 'Allgemeinen', das in seiner typischen Ausprägung auf die Einzelteile zurückstrahlt und sie womöglich in einem reflektierteren Lichte sieht. Dann erhebt sich die Frage, inwieweit diese Exempla

– unter der Maßgabe, daß nicht alle Einzelphänomene eines Ganzen untersucht werden können, da die Reichweite der Gesichtspunkte und Fragestellungen prinzipiell nach unendlich geht – repräsentativ bzw. idealtypisch für die Gesamtheit ist. So kommt – auf andere Weise – KONERSMANN zu dem bedenkenswerten Schluß, daß zumindest für das Mittelalter und die Frühe Neuzeit die eigentlichen Erkenntnisgewinne für die allgemeine Geschichtswissenschaft durch die Regional- und Mikrogeschichte erzielt worden sind (32), speziell in gesellschaftsgeschichtlicher Hinsicht. Ein Gedankenspiel läßt sich hier als bestätigendes Element anfügen: Addiert man einmal die entsprechende Literatur für die genannten Epochen, wie sie in der aktuellen Ausgabe des „GEBHARDT“ und seiner Vorgängerauflage herangezogen worden ist, zusammen, so kann man Wetten darauf abschließen, daß mindestens die Hälfte regional- oder mikrogeschichtlich akzentuiert ist. In Wahrheit wird es wohl mehr sein. KONERSMANN sieht insbesondere in der regional- und mikrohistorisch angelegten Agrar-, Gewerbe- und Bevölkerungsgeschichte den Prüfstein, makrohistorische Prozesse oder Konstellationen sachgerecht und methodisch kontrolliert zu verifizieren oder zu falsifizieren und in der Folge davon allzu weitreichende, empirisch unabgedeckte Konklusionen zurechtzustutzen (so 26). Anhand der Figur der Bauernkaufleute in der Pfalz versucht der Autor zu verdeutlichen, wie diese Gruppe erst spät von der Industrialisierung erfaßt worden ist. Der dafür zu entrichtende Preis war die Zurückdrängung ihrer bisweilen exponierten Stellung auf dem Lande (30 f.). Dies zu rekonstruieren, so der Autor, bedarf es unabweislich eines mikrohistorischen Ansatzes (32).

Während KONERSMANN äußerst selbstbewußt und mit erfrischendem Offensivgeist nicht allein die Regional- bzw. Mikrogeschichte zu legitimieren, sondern auch ihre Grundierung mit theoretischen Vorannahmen, Ansätzen zu unterstreichen weiß, nimmt im folgenden Beitrag Walter RUMMEL in der Begründung einer „archivarischen Geschichtsschreibung“ (48) eher eine defensive Stellung ein. Ist ihm doch mehr als geläufig, daß die Theorienimprägung des geschichtswissenschaftlichen Feldes insgesamt – neuerdings vor allem in der Neuen Politikgeschichte sowie der Kulturgeschichte zu beobachten – dermaßen an Dominanz gewonnen hat, daß eine eher theorieunempfindsame

bis theorieabstinente Vorgehensweise in der Historiographie im Hintertreffen, nicht mainstreamförmig ausgelegt ist. Im zweiten Abschnitt seines Aufsatzes hat der Autor dies argumentativ ausgeführt (46 - 61). Seine berufliche Sozialisation als Archivar drängt ihn zu der Feststellung, daß Archivare eben „Geschichte von den Quellen her (schreiben)“ (47). „Aber was kann daran so schlecht sein?“ (ebd.). Ihm – so läßt sich wohl sagen – ist die Geschichtswissenschaft im allgemeinen wie auch Regional- und Mikrogeschichte in ihrer ganzen Breite zu theorienüberladen. Das meint er gerade auch in Bezug auf archivpädagogische Intentionen, die ja auf eine breitere Öffentlichkeit gerichtet ist (47). Die Konsequenz besteht für RUMMEL darin, daß gerade Regional- und Landesgeschichte *in toto* ohne das Archiv, ohne Quellen eigentlich nicht-existent sind. Natürlich ist ihm geläufig, daß 'Geschichte' nicht nur das ist, was in den Akten steht. RUMMEL wendet sich subtil gegen ein gewisses Überlegenheitsgefühl der Synthetiker, wie sie durchaus catch-all-Historiker gegenüber den „Detaillisten“ (49) zu hegen pflegen, die sich um ein fragmentiertes Untersuchungsfeld innerhalb einer Gesamtheit von Möglichkeiten (nach BOURDIEU/WACQUANT) bemühen. Das hat seinen Charme für sich. RUMMEL hat völlig recht, wenn er konstatiert, daß theoretische Großkonstruktionen in der Erklärung lokaler oder regionaler, aber auch nationaler Phänomene durch Fehlinterpretationen glänzen, weil gerade die Detailforschung Gegenteiliges zutage gefördert hat. Es ist wie mit POPPERS schwarzem Schwan: Ein verändertes Detail bringt das Ganze ins Wanken, es ist der Stachel im Fleische der eleganten Theorienkonstruktion. Man muß überdies feststellen, daß – unter dem Gesichtspunkt des historisierenden Forscherauges – die theoretischen Konstrukte, sowie sie in der Forschungspraxis zur Anwendung gelangen, modernen Charakters, also in völlig anderen historischen Kontexten entstanden sind. LUHMANN'SCHE oder FOUCAULT'SCHE Theorieentwürfe auf mittelalterliche Konstellationen übertragen zu wollen, erscheint im Grunde abenteuerlich. Zu verweisen sei in diesem Zusammenhang auf die bekannte ALTHOFF-BUC-Kontroverse.

Die kritische Überprüfung regional- oder landesgeschichtlicher Befunde geschieht nach RUMMEL über das Verfahren des Vergleichs, wenn er denn ergebnisoffen geführt,

also nicht theoretischen Vorentscheidungen unterworfen wird. Das Spezifische sollte nicht bloßer Unterfall oder Exemplum eines übergeordnet Größeren sein (51). Wichtig wäre allerdings auch, die Einzelergebnisse in einer Synthese zusammenzuführen, um den entsprechenden Raum auch in seinen charakteristischen Eigentümlichkeiten zu treffen (52). Wenn der Autor den Vergleich ins Spiel bringt, so ist das zwar durchaus eine erkennttnisfördernde Maßnahme, die der Landes- und Regionalgeschichte gut tun würde. Es bleibt aber nicht aus, dies nicht nur zu postulieren, sondern auch die Eigenart der vergleichenden Methode zu diskutieren und, was noch zentraler erscheint, ihr Potential in Bezug auf den konkreten Einzelfall adäquat zu operationalisieren. Da Vergleiche immer Relationierungsrichtungen sind, sollte man sie unter strukturellen, funktionalen, taxonomischen (d. h., nach welcher Klasse von Vergleichsmethoden der einzelne Forscher vorgeht) sowie disziplinatorientierten Aspekten betrachten. Außerdem stellt sich natürlich die Frage nach dem Inkommensurablen, das nur für sich steht. Neben einer Reihe von Desideraten in der Landes- und Regionalgeschichtsschreibung (61 - 70) würdigt RUMMEL in seinem „Ausblick“ erneut die Fruchtbarkeit entsprechender Fragestellungen, die das Grundlagenwissen über regionale historische Aspekte beträchtlich erweiterten. „Dazu gehört auch Archivgut.“ (71). Im Grunde ist dieser Durchgang durch wissenschaftstheoretisches und archivspezifisches Erkenntnisgut ein Plädoyer für offensiv zu handhabende Archivpolitik und Archivpädagogik sowie eine Verneigung vor der individuellen emotionalen Verbundenheit mit den Landschafts- und Geschichtsräumen, in denen der Amateur und der professionelle Historiker stehen, die aber als unabdingbar angesehen werden, sich mit Landes- und Regionalgeschichte zu beschäftigen. Um nochmals auf die oben erwähnte *grounded theory* zu sprechen zu kommen: es ist weniger die Separation von Theorie und Quelle, sondern ihre Kontinuität im Sinne einer Zusammenschau von Alltagswirklichkeit und wissenschaftlichem Anspruch mit dem Bezug auf den 'Fall' als eingegrenztem Untersuchungsgegenstand. Aber: 'Theorie' ist immer explizit wie implizit präsent. Frägt sich nur: welcher Typ von Theorie! Der unvoreingenommene Blick: das kann nur der Neugeborene. Oder das Gestalten von Wirklichkeit durch das Material hindurch: das ist das Reservat des Wis-

senschaftlers: die *theoria* als teilhabende Beobachtung, als das Sehen auf Etwas, das sich vor einem abspielt. So sahen die Griechen Theorie. Auch das hatte seinen Charme. Das würde Walter RUMMEL wohl unterschreiben.

Eine anthropologische Note kommt in den Ausführungen von Niels GRÜNE zum Thema „Prüfstein oder Eigenlogik? Erkenntnis- und Irritationspotentiale mikrohistorischer Zugänge für die Regional- und Allgemeingeschichte“ (127 - 148) hinein, wo die Lebenswirklichkeit und -weltlichkeit kleinräumiger Interaktionseinheiten durch Blick auf die Subjektivität von Wahrnehmungen, Fühlen, Denken und Handeln in den Horizont des historischen Erkennens geraten (131). Anhand einzelner Beispiele aus Dörfern der badischen Pfalz im XVIII. und XIX. Jahrhundert – Bevölkerungsentwicklung, Besitz- und Erwerbsstrukturen, Staatsbildung, Konfessionsbeziehungen, Politisierung - sucht der Autor den Nachweis zu führen, daß die mikrohistorische Sicht auf Einzelphänomene dazu führen können, daß aggregierte Trends und Entwicklungen auf lokaler Ebene signifikante Differenzen im Ergebnis aufweisen können. So zeigt GRÜNE eine Diskrepanz zwischen einer „dualistische(n) Sozialrhetorik und dem Umstand fließender Bodenverteilung auf lokaler Ebene an, die sich mit einer einfachen generalisierenden Dichotomisierungssemantik nicht vertragen dürfte (136). Verwaltungsreformen sind auf örtlicher Ebene weniger durch zentralistisch, gar absolutistische Implementierungspolitik, als durch akteurszentrierte Forderungen vor Ort in Gang gesetzt worden; Staatsbildung verlief so nicht allein linear, sondern auch regressiv (137, 138). Mit Allgemeinbegriffen wie „Rekonfessionalisierung“ lassen sich regionale oder örtliche Phänomene nicht ohne weiteres verbinden und einordnen. Der empirische mikrohistorische Befund zeigt, daß sich von Fällen berichten läßt, wonach es durchaus zu 'ökumenischen' Prozessen gekommen war. Der Autor spricht von „nachhaltigen Ausgleichsbemühungen“ (140). Insgesamt bleibt festzuhalten: Die Subsumptionsfähigkeit von generalisierenden Semantiken und entsprechenden Begriffsbildungen wird ausgezehrt durch mikrohistorische Fragestellungen und lokale Erkundungen, nicht zwangsläufig, aber auch nicht unrepräsentativ. Im Grunde stellen die mikrohistorisch erzeugten Ergebnisse eine veritable Prüfinstanz historischer Allgemein-Aussagen dar. GRÜNE

spricht auch die Einsatzmöglichkeit des Vergleichs an, um so eine analytische Verbindung von Mikro- und Makroprozessen herzustellen, die mehr sein will als eine bloße Addition von Einzelresultaten (146). Des weiteren sieht er, trotz aller Differenzen, ein Aufeinanderverwiesensein von Mikro- und Regionalgeschichte. Dabei gibt die Regionalgeschichte die strukturorientierte Folie ab, in welcher die lokalen Akteure mit ihren je spezifischen Interaktionsmöglichkeiten subjektiver Natur ihren Interessen nachgehen (145). Die eigenartige Dialektik von Teil und Ganzem, Minima und Maxima, Individuellem und Kollektivem erzwingt geradezu den Hinweis bzw. das Hereinnehmen des Begriffs der Repräsentativität als wichtige Analysekategorie. Das bezieht sich auf Gewichtung der Einzelfälle im Horizont überwölbender struktureller Gegebenheiten (144 f.). Abschließend sieht der Autor das Verhältnis von 'Makro' und 'Mikro' analog einem Verhältnis von Zentrum (strukturbedingt) und Peripherie (akteursbestimmt) (148).

Ein problemorientiertes Resümee der Tagungsberichte zieht Wolfgang SCHIEDER (149 - 157). Für diesen steht fest, daß die Regionalgeschichte substantiell etwas anderes ist als die herkömmliche Landesgeschichte, und er ehrt Walter RUMMEL, daß dieser der einzige auf der Tagung gewesen sei, der auf die höchstproblematischen Konzeptionen der Begründer der deutschen Landesgeschichtsschreibung in der Weimarer Zeit und ihre hemmungslose Indienststellung in die nationalsozialistische Aggressions- und Rassenpolitik aufmerksam gemacht hat (152). So schreibt SCHIEDER den Regionalforschern einiges ins Stammbuch: Sie sollen in ihren spezifischen Forschungen sich stets dem Prinzip der „Transregionalität“ verpflichtet fühlen: nicht nur regionale, sondern gleichzeitig auch nationale und globale Fragestellungen mit einbeziehen; die Fixierung auf starre Grenzziehungen vermeiden und auf diese Weise einem offenen Raumbegriff das Wort reden; alles Forschen sollte von 'integrierenden' Fragestellungen abhängen, nicht von traditionellen Rücksichtnahmen oder falsch begriffenen, Homogenität vortäuschenden historischen Einheiten (154 f.). Methodisch gesehen sollte Regionalgeschichte stets vergleichend angelegt sein; Vergleiche ebenen Übertreibungen ein und stützen sie auf ein Normalmaß (156). SCHIEDERS Vorbehalte gegenüber der Mikrohisto-

rie bemißt sich daran, daß er sie nur dort am Werk sehen will, wo diese in einem Bezug zu Makroanalysen steht (ebd.).

Bei allen Divergenzen zeigt der Band ein eindrucksvolles Bild von Landes-, Regional- und Mikrogeschichte. Die aufgeworfenen Gesichtspunkte sind eindringlich, in tiefgehenden Argumentationsketten und auf hohem Niveau erörtert worden. Schon allein die quantitative Vermittlung dessen, was an regionalgeschichtlicher Literatur vorliegt und was in den Texten verarbeitet worden ist, ist imposant. Mir scheint allerdings eine Diskussion über die Paradigmenverschiebung in dem „hybriden“ (SCHIEDER) Forschungsfeld und ihre Ursachen durchaus angebracht. Denn aus ihr könnte nicht nur die Rechtfertigung, sondern auch die Dignität neuartiger Fragestellungen, als innovativ ausgewiesene methodische Zugriffe sowie die Identifizierung neuer Gegenstandsbereiche sich ergeben. Ein anderer Punkt, der zu diskutieren von Wert wäre, ist die Frage nach der Motivation der Protagonisten, die sich mit diesem Hybrid Regionalgeschichte und seinen Konnotationen beschäftigen, nach ihrem Interesse. Nichts ist interesselos, das trifft auch auf die antiquarische Historie (NIETZSCHE) zu. Sind es identifikatorisch orientierte Interessen, legitimatorische Interessen? Liegt das Motivationspotential für die Regionalgeschichte eher im intrinsischen oder eher im extrinsischen Bereich? Außer in dem Beitrag von Walter RUMMEL ist im vorliegenden Band dazu wenig zu vernehmen. Man darf hier an ein Argument Dolf STERNBERGERS erinnern, das er im Jahre 1977 in einer „Rede für ein Archiv“ vorgebracht hat: geschichtliche Erkenntnis ist immer auch „eine beteiligte, eine teilnehmende Erkenntnis“; darin erst bestünde ihre „ganze Lebendigkeit, ihre geistige Kraft, ihre Größe“. Induziert dergestalt Geschichte nicht nur Verstehen oder Erklären, sondern auch interessierte Erfahrung, so ist die Erfahrungswelt des Beobachters nicht gering zu schätzen. Und ein Drittes: Die Regionalgeschichte sollte nicht allein den extradisziplinären Großtheorien Vertrauen schenken, sondern auch die empirische Forschung z. B. der Europäischen Ethnologie, die ja auch sehr fallbezogen arbeitet. Für unseren Raum zu denken ist dabei an die Forschungen der Tübinger BAUSINGER-Schule der empirischen Kulturwissenschaft. Auch die historisch sich verstehende Politikwissenschaft, wie sie etwa Thomas ELLWEIN betrieben hat, kann



für die Regionalforschung interessant sein. ELLWEIN und seine Arbeitsgruppe hat z. B. die Herausbildung des modernen Staates anhand der Verwaltungsentwicklung von Lippe-Detmold seit dem XVIII. Jahrhundert zu erkunden gesucht, um von daher zu generalisierenden Schlüssen zu kommen. Die Umfrageforschung innerhalb der empirischen Sozialwissenschaften bietet eine Fülle von Anschauungsmaterial, inwieweit der zentrale Faktor 'Repräsentativität' im Rahmen einer *case study* angemessen zu seinem Recht kommt, wenn die Ergebnisse kontrolliert und regelgerecht extrapoliert werden. Darin spiegelt sich das tägliche Brot der empirischen Sozialforschung. Eine klassisch zu nennende Gewerkschaftsstudie von LIPSET, TROW und COLEMAN aus den USA aus den 1950er Jahren hat die generalisierende Auffassung von einer Oligopolisierung innergewerkschaftlicher Machtzusammenballung am Fall der Druckergewerkschaft klar widerlegt mittels einer Einzelfallanalyse. Schon dieses Datum müßte Ansporn genug für Regional- oder Mikrohistoriker sein, invariate Aggregatdaten mit generalisierender Stoßrichtung kritisch zu hinterfragen. Lokale bzw. kleinräumige Untersuchungen empirischer Art sind dann von großem Nutzen, wenn leere Flecken in der Forschungslandschaft festzustellen sind. So ist im vergangenen Jahr eine auf einer schmalen Grundgesamtheit basierende Untersuchung über KITAS in Rheinland-Pfalz erschienen. Auch hier wurde nicht nur das Repräsentative herauszustellen versucht, sondern komplementär dazu das individuelle Moment, wobei die standardisierte Frageformulierung als Vehikel für die Vergleichbarkeit der Ergebnisse favorisiert worden ist. Und noch ein Hinweis. Es ist in den Beiträgen durchgehend völlig zu Recht von der fließenden Definition, der Eingrenzung des 'Raumes', der 'Region', des 'Landes' in den Einzelanalysen gesprochen worden, kaum aber von der 'Zeitlichkeit'. Wahrscheinlich deshalb nicht, weil es herrschende Auffassung ist, die 'Zeit' in ihrer Ereignishaftigkeit sei im Wesen der Geschichtsschreibung wie ein Automatismus eingeschrieben und müsse folglich nicht näher thematisiert werden. Aber wäre es nicht nur tunlich, die Selbstwahrnehmung, das emotionale Gespür der in einem gegebenen Raum Lebenden gerade im Verhältnis zu diesem Raum in ihrer Entwicklung zum Gegenstand einer Analyse zu machen - und das jenseits der üblichen Epocheneinteilung?

Das alles sind als Hinweise zu verstehen, die die Regional- und Mikroforscher ermutigen sollten, nicht nur zwischen den Polen 'Individualität' und 'Generalisierung', 'Einzelfall' und 'Synthese' das Würdevolle ihrer Wissenschaft zu sehen, sondern auch sich zu verinnerlichen, daß jede mikro- oder regionalgeschichtliche Arbeit auch einen Wert an sich bedeutet. Wer will sich denn immer rechtfertigen müssen?

*Arno Mohr*